

dtv

Peter Grant ist Police Constable in London mit einer ausgeprägten Begabung fürs Magische. Was seinen Vorgesetzten nicht entgeht. Auftritt Thomas Nightingale, Polizeiinspektor und außerdem der letzte Zauberer Englands: Er wird Peter in den Grundlagen der Magie ausbilden. Ein grausiger Mord in Covent Garden führt den frischgebackenen Zauberlehrling Peter auf die Spur eines Schauspielers, der vor 200 Jahren an dieser Stelle den Tod fand. Und er stellt fest, dass es mehr Dinge in London gibt, als seine Polizeischulweisheit sich träumen ließ. Wer hätte zum Beispiel geahnt, dass der Themsegott und die Themsegöttin einander spinnefeind sind, was gravierende Auswirkungen auf alle Flüsse Londons hat? Peter soll vermitteln – keine leichte Aufgabe, wenn man sowieso anfällig für Magie ist und insbesondere eine der Flusstöchter unwiderstehliche Reize besitzt ...

»Ein temporeicher Fantasy-Krimi, geistreich, witzig und voller lebendiger Figuren.« (Publishers Weekly)

»Von der ersten Zeile an superb. Ein äußerst spannender, unglaublich unterhaltsamer Roman, der frischen Wind in das Genre der Urban Fantasy bringt.« (ssfworld.com)

Ben Aaronovitch wurde in London geboren und lebt auch heute noch dort. Wenn er gerade keine Romane oder Fernsehdrehbücher schreibt (er hat u. a. Drehbücher zu der englischen TV-Kultserie ›Doctor Who‹ verfasst), arbeitet er als Buchhändler.

Ben Aaronovitch

Die Flüsse
von
London

Roman

Deutsch von Karlheinz Dürr

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

*Zum Gedenken an Colin Ravey,
denn manche Menschen sind zu groß, als dass sie
Platz in nur einem Universum hätten.*



Deutsche Erstausgabe 2012
18. Auflage 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2011 Ben Aaronovitch
Titel der englischen Originalausgabe:
»Rivers of London« (Gollancz, London)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung eines Bildes von
bridgemanart.com/Guildhall Library, City of London
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10/13,4
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21341-7

Ein fragwürdiger Zeuge

Alles begann an einem kalten Dienstag im Januar, morgens um halb zwei, als Martin Turner, Straßenkünstler und nach eigenen Worten Gigolo in Ausbildung, vor der Säulenvorhalle von St. Paul's am Covent Garden über eine Leiche stolperte. Martin war selbst nicht mehr allzu nüchtern und glaubte zuerst, über einen der Nachtschwärmer gestolpert zu sein, die manchmal die Winkel der Piazza als Toilette oder vorübergehenden Schlafplatz benutzten. Er streifte die Gestalt auf dem Boden mit dem typischen Londoner Blick – einem schnellen Seitenblick, mit dem man im Vorbeigehen feststellt, ob es sich um einen Betrunkenen, einen Bekloppten oder um einen Menschen handelt, der Hilfe braucht. Die Tatsache, dass durchaus auch jemand alle drei Zustände gleichzeitig aufweisen kann, ist einer der Gründe, warum in London gute Samariter für Extremsportler gehalten werden – so ungefähr wie Basejumper oder Krokodilringer. Martin, dem zunächst nur der Markenmantel und die guten Schuhe aufgefallen waren, hatte die Gestalt gerade in die Kategorie Besoffene eingestuft, als er noch etwas anderes bemerkte: Dem Mann fehlte der Kopf.

Wie Martin den Ermittlern bei seiner Vernehmung er-

klärte, sei es doch ein Glück gewesen, dass er eine ganze Menge Alkohol intus gehabt habe, weil er nämlich sonst ziemlich viel Zeit mit Schreien oder panischem Herumrennen vergeudet hätte – vor allem, als ihm klar wurde, dass er mitten in einer riesigen Blutlache stand. Stattdessen wählte er mit der Bedächtigkeit, die Betrunkene wie auch vor Entsetzen fast gelähmten Menschen eigen ist, die Notrufnummer 999 und informierte die Polizei.

Die Notrufzentrale alarmierte den nächsten Einsatzwagen, und die ersten Polizisten erreichten den Schauplatz sechs Minuten später. Ein Beamter widmete sich dem schlagartig nüchtern gewordenen Martin, während sein Kollege über Funk bestätigte, dass da, jawohl, eine Leiche liege und dass man unter den gegebenen Umständen wohl nicht davon ausgehen könne, dass es sich um einen Unfall mit Todesfolge handle. Den Kopf fanden sie sechs Meter entfernt; er war hinter eine der klassizistischen Säulen gerollt, die die Vorhalle der Kirche stützten. Die Beamten in der Polizeizentrale setzten nunmehr das Mordermittlungsteam des Bezirks in Kenntnis, dessen diensthabender Beamter, ausgerechnet der jüngste und unerfahrenste Detective Constable des Teams, eine halbe Stunde später eintraf. Er warf einen einzigen Blick auf Mister Kopflos und riss dann telefonisch seinen Chef aus dem Schlaf. Danach rollte die Mordkommission der Metropolitan Police in ihrer gesamten Pracht und Herrlichkeit an und ergoss sich über die fünfundzwanzig Meter Kopfsteinpflaster, die sich vom Portikus der Kirche bis zur Markthalle erstrecken. Der Gerichtsmediziner kam und bescheinigte den Tod, gab eine vorläufige Einschätzung der Todesursache und veranlasste den Abtransport

der Leiche, um eine Autopsie durchzuführen. (Dabei kam es zu einer kleinen Verzögerung, weil man erst noch einen Beweisbeutel beschaffen musste, der groß genug für den Kopf war.) Die Spurensicherung rückte wie immer als geschlossene Gruppe an und verlangte – um zu beweisen, dass sie die Wichtigsten waren –, dass die Absperrung des Leichenfundorts erweitert werden und den gesamten Westteil der Piazza umfassen müsse. Dafür wurden noch mehr Uniformierte benötigt, weshalb der Detective Chief Inspector, der als Ermittlungsleiter fungierte, das Polizeirevier Charing Cross anrief und darum bat, ihm ein paar Beamte auszuleihen. Der Beamte vom Dienst hörte das magische Wort »Überstunden«, marschierte ins Wohnheim und bellte lautstark Freiwillige aus ihren warmen, gemütlichen Betten. So wurde die Absperrung erweitert, die Spurensuche lief an und die Jungpolizisten wurden zu diversen Botengängen mit unklarem Ziel abkommandiert, bis kurz nach fünf Uhr alles zum Stillstand kam. Die Leiche war abtransportiert, die Ermittler waren fort und die Forensiker waren einhellig der Meinung, dass man vor der Morgendämmerung nichts mehr tun könne – und die würde erst in drei Stunden einsetzen. Bis dahin wurden nur ein paar Uniformierte benötigt, die den Tatort bis zum nächsten Schichtwechsel bewachten.

So kam es, dass ich um sechs Uhr morgens im eiskalten Wind am Covent Garden herumhing. Und dass ich es war, der dem Geist begegnete.

Manchmal denke ich, dass mein Leben viel weniger interessant und ganz bestimmt sehr viel weniger gefährlich verlaufen wäre, wenn nicht Lesley, sondern ich Kaffee

holen gegangen wäre. Hätte das jedem passieren können oder war es mir vom Schicksal vorbestimmt? Wann immer ich mir solche Fragen stelle, hilft es mir, an einen weisen Spruch meines Vaters zu denken: »Verflixt, wer weiß schon, warum dies oder jenes passiert?«

Covent Garden ist eine große Piazza mitten in London. Am Ostende des Platzes steht das Royal Opera House, in der Mitte eine überdachte Markthalle und am Westende befindet sich die kleine St. Paul's Church. Der Platz war früher einmal der wichtigste Obst- und Gemüsemarkt Londons, doch wurde der Markt schon ungefähr zehn Jahre vor meiner Geburt an einen größeren Platz südlich der Themse verlegt. Covent Garden hat eine lange und vielfältige Geschichte, in der es hauptsächlich um Verbrechen, Prostitution und Theater ging, aber heute sind der Platz und die Markthalle Touristenattraktionen. St. Paul's ist auch als »Schauspielerkirche« bekannt und ist nicht mit der gewaltigen St. Paul's Cathedral zu verwechseln. Erbaut wurde die Kirche 1638 von Inigo Jones. Dass ich das alles weiß, hat einen einfachen Grund: Wenn man stundenlang im eiskalten Wind herumstehen muss, ist man für jede Art von Abwechslung dankbar, die man finden kann – und an der Seitenwand der Kirche befand sich eine große und bemerkenswert ausführliche Informationstafel. Wussten Sie zum Beispiel, dass das erste amtlich registrierte Opfer der Pestepidemie von 1665, an deren Ende London in Flammen aufging, auf dem Friedhof von St. Paul's begraben liegt? Das und noch viel mehr lernte ich schon in den ersten zehn Minuten, als ich Schutz vor dem eisigen Wind suchte.

Das Mordermittlungsteam hatte den westlichen Teil der Piazza mit einem Band abgesperrt, das sich über die Einmündungen der King Street und der Henrietta Street sowie über die gesamte Vorderseite des Markthallengebäudes spannte. Ich bewachte das eine Ende vor der Kirche, wo mir die Säulenvorhalle ein wenig Schutz bot. Police Constable Lesley May, ebenso wie ich noch in der Probezeit, bewachte die Piazza-Seite, wo sie sich im Markteingang unterstellen konnte.

Lesley war klein, blond und sehr attraktiv, selbst wenn sie eine Stichschutzweste trug. Wir hatten gemeinsam die Grundausbildung in Hendon durchlaufen und wurden dann für die Probezeit nach Westminster versetzt. Unsere Beziehung war rein beruflicher Natur, obwohl ich nicht selten eine gewisse Sehnsucht verspürte, ihr ein wenig an die Uniformwäsche zu gehen.

Weil wir beide Polizeianwärter waren, hatte man uns einen erfahrenen Constable als Aufpasser zugeteilt – der dieser verantwortungsvollen Aufgabe in einem durchgehend geöffneten Café im St. Martin's Close nachging.

Mein Handy klingelte. Ich brauchte eine Weile, bis ich es unter Schutzweste, Einsatzgürtel, Schlagstock, Handschellen, digitalem Funkgerät und der lästigen, aber glücklicherweise wasserdichten Warnweste herausgefischt hatte. Lesley meldete sich.

»Ich hole mir einen Kaffee«, sagte sie. »Willst du auch einen?«

Ich schaute zur Markthalle hinüber und sah sie winken.

»Damit rettest du mir das Leben«, sagte ich, und schon lief sie in Richtung James Street davon.

Sie war noch keine Minute weg, als ich in der Säulen-

vorhalle eine Gestalt wahrnahm. Ein klein gewachsener Mann in einem Anzug drückte sich im Schatten hinter einer der Säulen herum.

Ich sprach ihn an, wie es die Vorschriften der Metropolitan Police vorsahen, mehr oder weniger.

»He!«, rief ich, »was machen Sie da?«

Die Gestalt fuhr herum und ich sah kurz ein bleiches, erschrecktes Gesicht im Dunkeln schimmern. Der Mann trug einen schäbigen, altmodischen Anzug mit Weste und Uhrenkette sowie einen reichlich lädierten Zylinder. Mit diesen Klamotten konnte er nur einer der Straßenkünstler sein, die eine Lizenz hatten, auf der Piazza aufzutreten. Für einen Auftritt schien es mir allerdings ein bisschen früh am Tag zu sein.

»Kommt einmal hier rüber«, sagte er und winkte mir mit dem Zeigefinger.

Ich vergewisserte mich, dass mein ausziehbarer Schlagstock griffbereit war, und ging hinüber. Wir Polizisten sollten die Bürger immer überragen, selbst dann, wenn sie uns tatsächlich nur mal helfen wollen, deshalb tragen wir klobige Schuhe und hohe Helme. Aber als ich mich dem Mann näherte, sah ich, dass er nicht nur klein, sondern ausgesprochen winzig war, höchstens einsfüßig. Ich widerstand dem Impuls, in die Hocke zu gehen, um auf Augenhöhe mit ihm zu kommen.

»Ich habe alles gesehen, Wachtmeister«, raunte mir der Mann zu. »Furchtbar war es.«

In Hendon wird dir eingetrichtert, erst mal Name und Adresse aufzunehmen, bevor du irgendetwas unternimmst. Ich zog meinen Notizblock und Kuli heraus. »Darf ich zunächst einmal Ihren Namen notieren, Sir?«

»Dürft Ihr natürlich. Mein Name ist Nicholas Wallpenny, aber fragt mich nicht, wie das buchstabiert wird, denn mit dem Schreiben habe ich es nicht so.«

»Sind Sie Straßenkünstler?«, fragte ich weiter.

»Könnte man sagen«, erwiderte Nicholas. »Auf jeden Fall waren meine Vorführungen bislang auf die Straße begrenzt. Obwohl ich in einer kalten Nacht wie dieser nicht abgeneigt wäre, meinen Unternehmungen eine gewisse Innerlichkeit zu verleihen. Wenn Ihr versteht, was ich meine, Wachtmeister.«

Am Kragen seines Jacketts war ein Abzeichen befestigt: ein Zinnskelett, dargestellt mitten im Luftsprung oder Freudentanz. Das kam mir ein bisschen gruftig vor, besonders für einen zu kurz geratenen Cockney-Opa, aber London ist schließlich die bunt zusammengewürfelte Multikultihauptstadt der Welt. Also notierte ich: *Straßenkünstler*.

»Und nun, Sir«, fuhr ich fort, »schildern Sie mir bitte kurz, was Sie gesehen haben.«

»Mehr als genug, Wachtmeister.«

»Sie waren also schon früher heute Morgen hier?« In den Kursen hatten meine Ausbilder immer betont, dass man einem Zeugen keinerlei Hinweise liefern dürfe. Die Informationen sollten stets nur in einer Richtung fließen.

»Bin immer hier, des Morgens wie des Abends.« Nicholas hatte offenbar nicht die gleichen Kurse besucht wie ich.

»Wenn Sie etwas beobachtet haben«, erklärte ich streng, »sollten Sie mit mir zum Polizeirevier kommen, damit wir Ihre Aussage aufnehmen können.«

»Wäre ein bisschen schwierig«, meinte Nicholas. »Da ich tot bin.«

Ich glaubte mich verhört zu haben. »Wenn Sie sich um Ihre Sicherheit sorgen ...«

»Ich Sorge mich um gar nichts mehr, Wachtmeister«, entgegnete er. »Alldieweil ich nämlich schon seit einhundertzwanzig Jahren tot bin.«

»Wenn Sie tot sind«, fuhr es mir unwillkürlich heraus, »wie kommt es dann, dass wir miteinander sprechen können?«

»Wahrscheinlich habt Ihr einen Schimmer vom Zweiten Gesicht abbekommen«, sagte Nicholas. »Bisschen was von der alten Eusapia Palladino vielleicht.« Er betrachtete mich genauer. »Oder eher von Eurem Vater? War Dockarbeiter, nicht wahr, Matrose oder so was, und hat Euch das Kraushaar und die dicken Lippen vererbt?«

»Können Sie beweisen, dass Sie tot sind?«, fragte ich.

»Wenn Euch daran liegt«, sagte er gleichmütig und trat aus dem Schatten der Säule.

Er war transparent, ungefähr so wie ein Hologramm in einem Film. Dreidimensional, wirklich und wahrhaftig vorhanden, aber eben doch durchsichtig, verdammt noch mal. Ich konnte tatsächlich durch ihn hindurch das weiße Zelt sehen, das von der Spurensicherung als Schutz über dem Fundort der Leiche aufgestellt worden war.

Okay, sagte ich mir, auch wenn du gerade mal kurz durchgeknallt bist, heißt das noch lange nicht, dass du deine Ausbildung als Polizist vergessen darfst.

»Bitte schildern Sie mir, was Sie beobachtet haben«, sagte ich formell.

»Tja, also, ich sah den ersten Gentleman, der wo ermordet wurde, von der James Street herunterkommen. Stattlicher Mann, machte große Schritte, militärische

Haltung, auf diese komische moderne Weise gekleidet. Hätte ihn als prächtig gewachsen bezeichnet, in meinen körperlichen Tagen.« Nicholas hielt inne, um kräftig auszuspuken. Nichts klatschte auf den Boden. »Dann kam da noch ein zweiter Herr, der wo den Mord ausführte, der spazierte also von der anderen Seite herauf, von der Henrietta Street her. Nicht so nett gekleidet. Trug eine blaue Arbeiterhose und Ölzeug wie ein Fischer. Genau dort gingen sie aneinander vorbei.« Nicholas wies auf eine Stelle, die ungefähr zehn Meter vom Kirchenportal entfernt war. »Schätze, sie kannten einander, weil sie sich zunickten. Blieben aber nicht auf ein Schwätzchen stehen oder so. War ja auch verständlich, nicht wahr, ist ja nun nicht gerade eine Nacht, in der man gerne draußen herumsteht.«

»Sie gingen also aneinander vorbei?«, fragte ich, hauptsächlich deshalb, weil ich mit dem Schreiben nicht nachgekommen war, und weniger, um diesen Punkt weiter aufzuklären. »Und Sie hatten den Eindruck, dass sie einander kannten?«

»Wie flüchtige Bekannte«, meinte Nicholas, »nicht wie Busenfreunde. Schon wegen dem nicht, was sich dann zutrug.«

Ich fragte ihn, was sich dann zutrug.

»Na, der zweite, der mörderische Gentleman, der setzt sich eine Mütze auf, schlüpft in eine rote Jacke, zieht einen Stock oder Prügel heraus und schleicht sich so still und leise, wie sich ein Zechpreller davonschleicht, von hinten an den ersten Herrn heran und schlägt ihm säuberlich den Kopf ab.«

»Sie machen sich wohl über mich lustig«, sagte ich.

»Nein, aber nein, nicht doch, niemals!«, versicherte Nicholas und bekreuzigte sich. »Ich schwöre es bei meinem eigenen Tod, und das ist der heiligste Eid, den ein Geist ablegen kann! War ein entsetzlicher Anblick, der Kopf flog runter und das Blut sprudelte oben raus.«

»Was machte der Mörder dann?«

»Nun, nachdem er sein Geschäft erledigt hatte, machte er sich davon, die New Row runter, schneller als ein Köter hinter einer läufigen Hündin herrennt.«

Ich dachte kurz nach. New Row führte zur Charing Cross Road hinunter, ideal, um ein Taxi oder einen Minibus oder sogar einen der Nachtbusse zu nehmen. So hätte der Killer innerhalb einer Viertelstunde aus dem Zentrum von London verschwinden können.

»Aber das war noch nicht das Schlimmste«, fuhr Nicholas jetzt etwas lauter fort. Anscheinend legte er großen Wert darauf, dass man ihm aufmerksam zuhörte. »Der mörderische Gentleman, der hatte was ... Unheimliches.«

»Unheimlich?«, fragte ich. »Dabei sind Sie doch selber ein Geist.«

»Nun, ich mag ein Geist sein«, erklärte Nicholas würdevoll, »aber das bedeutet eben auch, dass ich etwas Unheimliches erkenne, wenn ich es sehe.«

»Und was genau haben Sie gesehen?«

»Der mörderische Herr wechselte nicht einfach nur Hut und Mantel, sondern auch sein Gesicht«, sagte Nicholas. »Jetzt sagt bloß, das ist nicht unheimlich!«

Jemand rief meinen Namen. Lesley war mit dem Kaffee zurück.

Während ich kurz zu ihr hinüberblickte, verschwand Nicholas.

Ich stand da und starrte wie ein Idiot ins Leere, bis Lesley noch einmal rief: »Willst du nun einen Kaffee oder nicht?«

Ich trabte über das Kopfsteinpflaster hinüber, wo Lesley, der Engel, mit dem Styroporbecher auf mich wartete. »War irgendwas los, während ich weg war?«, fragte sie. Ich schüttelte stumm den Kopf und nippte an meinem Kaffeebecher. Die Worte *Ich habe gerade mit einem Geist gesprochen, der alles beobachtet hat* kamen mir nicht mal ansatzweise über die Lippen.

Am nächsten Tag wachte ich gegen elf Uhr auf – viel früher, als ich geplant hatte. Lesley und ich waren um acht Uhr abgelöst worden, waren zum Wohnheim zurückgetrottet und sofort ins Bett gesunken. In getrennte Betten, leider.

Ein Zimmer im Wohnheim eines Polizeireviers hat einige Vorteile: Es ist billig, nahe am Arbeitsplatz und befindet sich nicht im Haus meiner Eltern. Es hat aber auch ein paar Nachteile: Man muss sich die Unterkunft mit Leuten teilen, deren Fähigkeit zum Zusammenleben mit anderen, normalen Menschen ziemlich schwach entwickelt ist und die gewohnheitsmäßig schwere Schuhe tragen; jeder Schichtwechsel klingt wie eine niedergehende Gerölllawine. Und wenn man den Kühlschrank öffnet, findet man so viele Hinterlassenschaften, dass jeder Mikrobiologe vor Neid grün anlaufen würde.

Ich blieb noch eine Weile in meinem standardmäßig schmalen Wohnheimbett liegen und starrte das Poster von Estelle an, das ich an der gegenüberliegenden Wand aufgehängt hatte. Ist mir egal, was die Leute sagen, man

ist doch nie zu alt, um mit dem Anblick einer schönen Frau aufzuwachen.

Ich lag zehn Minuten lang so da, in der Hoffnung, dass die Erinnerung daran, dass ich mit einem Geist gesprochen hatte, allmählich wie ein Traum verblassen würde. Das geschah aber nicht, deshalb stand ich auf und ging unter die Dusche. Heute war ein wichtiger Tag, und ich musste auf Zack sein.

Entgegen der verbreiteten Meinung ist die Metropolitan Police von London immer noch eine Organisation der Arbeiterklasse und lehnt als solche jede andeutungsweise Manifestation einer Offizierskaste ab. Das ist der Grund, warum jeder neu ausgebildete Constable ohne Rücksicht auf seinen Bildungsgrad erst mal eine zweijährige Probe- oder Anwärterzeit als gewöhnlicher Streifenpolizist absolvieren muss. Schon deshalb, weil nichts den Charakter besser festigt, als von den Mitbürgern beschimpft, bespuckt oder angekotzt zu werden.

Gegen Ende der Anwärterzeit beginnt man dann, sich auf eine Stelle in den verschiedenen Abteilungen und Direktoraten zu bewerben, in die die Metropolitan Police gegliedert ist. Die meisten Anwärter bleiben als uniformierte Constables in einem der Polizeireviere Londons. Die Met betont immer wieder, wie ausgesprochen positiv es zu bewerten sei, wenn sich die frischgebackenen Constables für den wichtigen Dienst als uniformierter Bobby in den Straßen Londons entschieden. Natürlich, es muss schließlich auch Leute geben, die bereit sind, sich beleidigen, bespucken und ankotzen zu lassen, und deshalb zolle ich jedem tapferen Kollegen meine höchste Anerkennung, der sich zu diesem wichtigen Dienst meldet.

Genau dies war auch die noble Berufung, die mein Ausbildungsleiter, Inspector Francis Neblett, einst verspürt hatte. Neblett war im Zeitalter der Dinosaurier in die Met eingetreten, schnell zum Inspector aufgestiegen und hatte dann die nächsten dreißig Jahre in diesem Rang der Met glücklich und insgesamt zufrieden gedient. Er war ein stämmiger Mann mit strähnigem braunem Haar und einem Gesicht, das aussah, als habe jemand es einst mit der flachen Seite einer Schaufel platt geklopft. Neblett war so altmodisch, dass er ständig eine Uniformjacke über dem vorschriftsmäßigen weißen Hemd trug, sogar dann, wenn er mit »seinen Jungs« auf Patrouille ging.

Heute war ich bei ihm zu einem Dienstgespräch angemeldet, bei dem er mit mir meine zukünftigen beruflichen Aussichten »diskutieren« wollte. Theoretisch war das Teil eines strukturierten Prozesses zur Karriereentwicklung, der sowohl für die Met als auch für mich selbst zu positiven Ergebnissen führen sollte. Nach diesem Gespräch würde eine endgültige Entscheidung über mein zukünftiges Einsatzfeld getroffen werden – und wie ich stark vermutete, würden meine eigenen Wünsche dabei keine große Rolle spielen.

Lesley wirkte unerhört frisch und aufgeweckt, als ich sie in der schmutzigen Kleinküche antraf, die von allen Bewohnern des Stockwerks benutzt wurde. In einem der Küchenschränke wurde Aspirin aufbewahrt. Wenn es etwas gab, das in jedem Polizeiwohnheim immer vorhanden war, dann war es Aspirin. Ich nahm zwei Tabletten und spülte sie mit Leitungswasser hinunter.

»Mister Kopflos hat einen Namen«, sagte sie, während

ich Kaffeewasser aufsetzte. »William Skirmish, ein Medientyp, wohnt oben in Highgate.«

»Was haben sie sonst noch herausgefunden?«

»Das Übliche. Offenbar sinnloser Totschlag, bla bla bla. Zunehmende Gewalt in der Innenstadt, was soll aus London werden, bla bla.«

»Bla«, nickte ich.

»Was hast du heute vor?«, wollte sie wissen.

»Hab um zwölf mein Karrieregespräch mit Neblett.«

»Na, viel Glück«, sagte Lesley.

Als mich Inspector Neblett mit dem Vornamen anredete, war mir sofort klar, dass die Sache voll danebengehen würde.

»Nun erklären Sie mir mal, Peter«, begann er, »wie Sie sich Ihre weitere Laufbahn vorstellen.«

Ich rutschte auf meinem Stuhl hin und her.

»Nun ja, Sir, ich dachte an die Kriminalabteilung.«

»Sie wollen ein Detective beim CID werden?« Neblett war ein eingefleischter Uniformträger und hielt von Kriminalbeamten in Zivil ungefähr so viel wie der Normalbürger von Steuerfahndern. Unter Druck würde man vielleicht eingestehen, dass sie ein notwendiges Übel sind, aber niemals würde man dem Töchterchen erlauben, so einen zu heiraten.

»Jawohl, Sir.«

»Warum wollen Sie sich mit dem CID zufriedengeben?«, fragte er. »Warum nicht gleich eine der Spezialabteilungen?«

Weil es keine so gute Idee ist, wenn man als Anwärter überall verkündet, man wolle in der legendären Ein-

heit Sweeney oder in einer Mordkommission eingesetzt werden und in einem schicken Untersatz durch die Stadt brausen und handgemachte Schuhe tragen, aber das sagte ich natürlich nicht.

»Ich dachte, ich starte erst mal von unten und arbeite mich hoch, Sir«, erklärte ich bescheiden.

»Das ist eine sehr vernünftige Einstellung«, sagte Neblett.

Mir kam plötzlich ein furchtbarer Verdacht: Wollten sie mich am Ende ins Trident stecken? Das war die Operative Einheit, die sich mit bewaffneten Gewaltverbrechen in der schwarzen Gemeinschaft befasste. Trident suchte ständig nach farbigen Beamten, die man für entsetzlich gefährliche verdeckte Ermittlungen einsetzen konnte. Ich mit meinem gemischten ethnischen Hintergrund kam dafür durchaus in Frage. Ich meine ja nicht, dass die Arbeit dort nicht wichtig wäre, aber es war eben eine Arbeit, für die ich, wie ich fand, nicht besonders gut geeignet war. Schließlich muss man seine eigenen Grenzen erkennen, und meine Grenzen begannen dort, wo es nötig wäre, nach Peckham umzuziehen und mit Straßengangs, Sozialhilfeschwindlern und abgedrehten weißen Kids herumzuhängen, die nichts von Eminems Ironie kapieren.

»Ich stehe nicht auf Rap, Sir«, erklärte ich.

Neblett nickte mit hochgezogenen Augenbrauen. »Gut zu wissen«, sagte er, und ich beschloss, künftig mein vorlautes Mundwerk besser zu beherrschen.

»Peter«, fuhr er fort, »in den vergangenen zwei Jahren konnte ich mir ein sehr positives Bild von Ihrer Intelligenz und Ihrer Fähigkeit zu harter Arbeit machen.«

»Danke, Sir.«

»Und außerdem haben Sie ja auch einen naturwissenschaftlichen Hintergrund.«

Ich habe mein Abitur in Mathe, Physik und Chemie gemacht, aber die Noten waren nicht berauschend. Kein Wissenschaftler würde einen dermaßen mittelmäßigen Abschluss als »naturwissenschaftlichen Hintergrund« bezeichnen. Er hatte jedenfalls nicht ausgereicht, um mir den erhofften Studienplatz zu sichern.

»Und Sie sind sehr gut darin, Ihre Überlegungen zu Papier zu bringen«, fuhr Neblett fort.

In meinem Magen ballte sich ein Klumpen der Enttäuschung zusammen. Ich wusste jetzt genau, für welchen scheußlichen Einsatzbereich mich die Met auserkoren hatte.

»Wir schlagen Ihnen die Case Progression Unit vor«, sagte Neblett.

Theoretisch ist die CPU als Hilfseinrichtung eine sehr vernünftige Sache. Nach verbreiteter Auffassung ertrinken Polizisten normalerweise im Papierkram: Verdächtige müssen registriert werden, die Beweiskette muss lückenlos sein und die Vorgaben der Politiker und die gesetzlichen Regeln für die Polizei- und Ermittlungsarbeit müssen bis auf den letzten Buchstaben befolgt werden. Die Hauptaufgabe des CPU besteht deshalb darin, die armen überlasteten Constables von diesem Papierkram zu befreien, damit sie mehr Zeit haben, sich draußen auf der Straße von den Mitbürgern beleidigen, bespucken und ankotzen zu lassen. So kann immer ein Bobby auf der Straße präsent sein, das Verbrechen wird endgültig besiegt und die braven Leser der Boulevardpresse unserer ruhmreichen Nation können sich beschützt und sicher fühlen.